

Unser Planet.

Blätter

für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Herausgegeben von Ludwig Storch.

Literatur- und Kunstblatt.

N^o 35. (II. Jahrg.) Freitag, den 11. Februar.

1831.

Tragödien von Eduard Arnd.

(Beschluß.)

Scozzona bescheidet ihn noch einmal zu sich, ihr Gesicht, hoch und strahlend, neigt sich zum Untergange, aber es sinkt seiner würdig. Nicht ein Wort niedriger Bitte entringt sich dem gebrochenen Herzen, als sie Hippolito's Liebe klar von sich gewendet sieht. — In der Nacht ersticht sie sich. — Laomedon, ihr Bruder, der mit Maria in süßem Liebesbunde steht, beschließt seine Liebe, der verrathenen Schwester, der Rache zu opfern. Als er von ihr, Maria, Abschied genommen, stößt er im Finstern auf Carlo und Gofredo, jene oben erwähnten Cavaliere, welche gelegentlich Maria für Rinald entführen wollen. Sie erkennen sich nicht, gerathen an einander und die Cavaliere fallen im Gefecht.

Maria reist nach Ancona, um eine kurze Zeit dort auf dem Theater zu singen, da ihre äußeren Glücksgüter zerrüttet sind. Hippolito gewährt es ihr nur widerstrebend. — Er reist mit Rinald ihr nach, und Rinald fällt unterwegs von seiner Hand.

Als er zurückgekehrt ist, fordert ihn Laomedon zur Rechenschaft ob seiner Schwester Tod auf dem Kirchhof zu Rimini. Hippolito erscheint, sie graben ein Grab für den Fallenden und schießen sich über Scozzona's Grabe.

Laomedon fällt. —

Nun steht Niemand zwischen ihm und Maria als Maria's erschlagene Liebe und ihr frommer Sinn — beide weisen ihn mit Abscheu von sich — da stürzt er sich mit dem Worten „Fahre hin in Nichts“ in sein Schwert. —

Rücksichtlich der Sprache und Charakteristik gilt das bei den Edelleuten Gesagte. Hippolito steht aber bei aller Ähnlichkeit und Gleichheit dem Antonio nach, es fehlt ihm der tiefe Meeresgrund von jenem Wesen. Ueber die treffliche Charakteristik der Scozzona ist schon gesprochen — solch ein Weib ist in unsern Tragödien neu, groß und schön. Die Liebenden Laomedon und Maria sind wiederum mit dem großen Zauber der Arnd'schen Bilderspra-

che und mit einem Gefühl, tief wie ein Zauberhorn ausgestattet. Maria steht duftend wie ein süßes Blümchen neben der stolzen Lillie Scozzona. Bei Carlo und Gofredo ist der Verf. den angelegten feichten Charakteren treu geblieben; wenn sie auch in Bildern sprechen, so guckt doch aus den meisten die nüchterne Schulweisheit durch. Nicht also ist's mit dem beschränkt angedeuteten Rinald; der wird gar zu oft in der Mitte des Gedichts der poetische Arnd, von dem er doch sehr wenig wissen kann und darf. Die Sprache ist nicht für alle der blendende Purpur, sie muß, wie der Regenbogen, auch weniger glänzende Farben haben für weniger glänzende Figuren. Damit wollen wir keineswegs die Trivialität vertheiligen, aber die poetischen Schimmer behält auch der unscheinbar gefärbte Rock, ja er muß ihn behalten, wenn er sich ins Ganze des Gedichts passend fügen soll. — Bei aller Schönheit der Sprache — das Lob muß ihr wie jener in den „Edelleuten“ werden — stört doch oft die allzu große Nichtachtung des Verses, gegen den unzählige Mal gesündigt wird; es ist nichts Wesentliches, oft ist der Versstoß mit einem Wort aufgehoben, aber der Verf. ist es seinem großen Talent schuldig, auch diesen kleinen Flecken der Mächtigkeit abzuwischen.

So hätten wir denn wieder einen neuen Dichter, dessen Ruf an die Deutschen wie ein ungebuldiger Gläubiger pocht. — Wir behalten uns vor, über die Wesenheit dieser Tragödien gelegentlich Ausführlicheres zu sagen, als wir hier konnten, wo es uns vor allen Dingen darum zu thun sein mußte, eine Skizze dieser üppig wuchernden italischen Gewächse zu entwerfen.

Es ist nicht zu verkennen, daß des Verfassers Subjectivität noch im gewaltigen Ringen mit den poetischen Gestalten begriffen ist, eben so wenig kann aber auch übersehen werden, daß ihm eine hohe Gewalt zu Gebote steht, die ihm in Kurzem zu der Höhe bringen wird, wo er mit klarem Auge seine Welt betrachten und contereisen wird.

Es steht die Kunst, also auch die Poesie, über dem Gegenstande; vielleicht hat Eduard Arnd in diesen beiden Tragödien den Kampf des gar zu sehr Betheiligtseins

schon ausgekämpft, und wir dürfen in seiner dritten, uns angekündigten Tragödie, Cäsar und Pompejus, den Sieg des Objectiven willkommen heißen. —

Herbstblumen zur Unterhaltung in Winterabenden von C. Bonafont. Schneeberg, Druck und Verlag von C. Schumann. 1830. 8. 266 S.

(Beschluß.)

Die Prosa hat auch ihren Rhythmus, aber der besteht gar nicht in Versen. Man höre Seite 6. u. 7.

„Mit ihrer Opferschaale in der Hand. —
Dann wird das Werk auch seinen Meister loben;
Ja, ja, mein wackerer Athaly, in Dir
Wird es den Meister loben,
Denn solch Gebild gewährt fürwahr die Meisterschaft.
Drum schick', Athenais, Dich an, dem Athaly zu stehen,
Wenn er's bedarf,
Auf daß das Ende bald die Arbeit kröne.

Damit er seinem Ideal der Kunst
Von ihren schönen Formen manches noch verleihe.“

Vergleichen Stellen lassen sich viele auffinden. S. 100 steht: in dem verhängnißvollen Ringe stand seines Vaters Alexander von Pitaubeze, nebst dem Jahre seiner Trauung 1770, an welchem Tage er denselben von seiner Gattin als Geschenk erhalten hatte.“ Es ist aber kein Tag genannt worden. S. 151: des bitteren Unglücks Schmach von dem schuldlos geliebten Haupte abzuwenden,“ gibt einen ganz falschen Sinn, und muß heißen: schuldlosen, geliebten Haupte. In einige Verse von Goethe scheint der Verf. sehr verliebt zu sein; er läßt sie in seinem Büchlein zweimal abdrucken, S. 66. und S. 254. — Der Herr Verf. läßt noch ein zweites Bändchen hoffen. Nach dem vorliegenden zu schließen wird es allen, die eine solide Unterhaltung lieben, so willkommen sein, als uns. P — 8

Die römische Malerschule und ihr Meister Raphael.

Eine Vorlesung von Christian Rapp.

(Fortsetzung.)

In Rom hat sie vielleicht Oberigi *) zuerst mit Künstlerhand ausgeübt.

Einer der ältesten Meister der römischen Schule, der genannt werden kann, ist Gentile da Fabriano, der um das Jahr 1423 blühte; Michelangelo sagte von ihm, sein Stil sei so edel (gentile) als sein Name. Diesen seinen Stil haben Fiorillo und Pirt **) mit dem des Fiesole, seines jüngeren Zeitgenossen, verglichen.

*) Er starb 1300. Dante Purg. XI, 79 — 84. erwähnt ihn mit Giotto, seinem größeren Zeitgenossen, und mit Franco Bolognese. S. Fiorillo I, 74 mit 445.

**) Pirt, Berlin. Jahrb. v. 229 ff. a. 1827. S. 1840. Pirt's Italien und Deutschland I. Stück. Fiorillo I, 76.

Von Niccolo Munno von Foligno, der vom Jahre 1458 bis zum Anfang des sechzehnten Jahrhunderts malte, sagt von Rumohr (B. 2. S. 320 *): seinen Ausdruck bezeichne fleckenlose Seelenreinheit, zum Höchsten aufsteigende Sehnsucht, und gänzliche Hingebung in süßschmerzliche und schwärmerisch zärtliche Gefühle. In einem großen Bilde dieses Malers, welches man jetzt in der vatikanischen Bildersammlung sieht, konnten wir diesen Charakter nicht bemerken; vielmehr stellt dasselbe sehr kräftige Gestalten dar.

Doch wollen wir bei den früheren Malern dieser sogenannten römischen Schule nicht zu lange verweilen, und lieber sogleich auf die größten Meister derselben übergehen. Unter diesen werde zuerst Pietro Perugino genannt.

Pietro Vanucci war im Jahre 1446 zu Città della Pieve, einer kleinen Stadt in Umbrien, geboren. Es ist nicht ausgemacht, wer in der Malerei sein Lehrer gewesen ist; nach Mariotti in den Lettere Perugine waren es Benedetto Buonfigli und Pietro della Francesca. Von Rumohr vermuthet, er habe unter Andrea Verocchio in Florenz gearbeitet. In späteren Jahren ließ er sich in Perugia, der Hauptstadt von Umbrien, nieder, wo er das Bürgerrecht erhielt, und daher heißt er gewöhnlich Pietro Perugino.

Von diesem Perugino sind in Rom und Florenz noch viele Werke vorhanden. Die meisten Arbeiten von ihm sieht man aber in Perugia, wo er so lange lebte. In Florenz haben die großherzogliche Gallerie und die Kirche der Maria Maddalena de' Pazzi Stücke von ihm aufzuweisen. In Rom sieht man, außer einzelnen Blättern in Kirchen, Einiges von ihm in der vatikanischen Bildergallerie, dann eine Decke in Raphael's Stenzen, und einige Wandgemälde in der Sixtinischen Kapelle, die er nach dem Jahre 1480 ausführte, als, wie schon erzählt worden, mehrere florentinische Künstler die Kapelle verzieren. In Perugia besitzen mehrere Kirchen Arbeiten von ihm; sein Hauptwerk sind aber dort die Wandgemälde, womit er den Wechselfaal (Sala del Cambio) im Rathhause und die daneben liegende Kapelle ausgeziert hat. Diese Wandgemälde stellen theils Scenen aus der biblischen und heiligen Geschichte, theils auch einzelne Personen vor. Er fing im Jahre 1500 an, sie zu malen, in der besten Zeit seines Lebens.

(Fortsetzung folgt.)

*) Vgl. v. Rumohr II. 311. 313. 316 ff. 351.

Humoristische Abende von M. G. Saphir.
Ein Cycles Vorlesungen, gehalten im Museum zu München.
Augsburg bei Krantzfelder 1830. 12. 266 S.
(Fortsetzung.)

Recensent ist darum nicht gesonnen, diejenigen abzuschrecken, welche dennoch darauf sie kochen und Kochbücher schreiben wollen, denn er bedenkt, daß die Alchemisten aus einem gewissen gelben Stoffe zwar nicht das Gold, aber doch den Phosphor entdeckt haben; Herrn Saphir aber

würden wir um Verzeihung bitten über diese langweilige Anmerkung zu seinem kurzweiligen Titel, wenn Herr Saphir es nicht selbst sehr gut wüßte, wie viel Satyre in dem Ausdruck „humoristische Abende“ liegt, und daß dieselbe, selbst durch Anmerkungen, wie die Mitscherlich'schen zum Horaz, nicht heraus zu waschen ist.

Herr Saphir nämlich ist dem Publikum von der satyrischen Seite rühmlichst bekannt, und zwar weiß man, daß dieser Schriftsteller dabei etwas ins Grelle malt, weil er wahrscheinlich Gelegenheit hatte zu beobachten, wie sehr die trägen Augen des Publikums eine solche Färbung verlangen. Das Talent des Verfassers für diese Art der Satyre ist in der That für den Zuschauer sehr belustigend, allein eben diese überwiegende Neigung zur äußersten Lächerlichmachung macht für Saphir allen Humor, alles humoristische Gleichgewicht völlig unmöglich, Saphir kann erhöhen und auslachen, aber nicht ohne Verfolgung spotten, scherzen und lachen, oder gar Charaktere aufstellen, die lebenswürdig und lächerlich zugleich sind. Wenn die Médisance unterhaltend ist, so steht Saphir als unterhaltender Mann unstreitig auf der höchsten Stufe; und wenn diejenigen Philosophen Recht haben, welche der Meinung sind, die Poesie diene gegen die Langeweile und sei ein unterhaltendes Phantasiespiel, so muß man gestehn, daß Saphir überhaupt sehr gute Kunststücke machen kann und namentlich in diesen „humoristischen Abenden“ hin und wieder Ausgezeichnetes, gewöhnlich gute, häufig schlechte und einige Male alte Stücke gezeigt hat. Herr Saphir ist unser belletristischer Bosko*); allein so wie alle bloßen Kunststücke keine Befriedigung, sondern eine Leerheit, ein Verlangen nach einem Gericht, das mehr Wahrheit enthalte, zurücklassen, so auch die meisten von diesen Saphir'schen Vorlesungen, während dagegen einige völlig befriedigende Aphorismen enthalten. Ganz in diesem Charakter ist die Fluth von Wortwizen, womit die Vorlesungen gewürzt sind, welche aber nur da zu tadeln sind, wo sie gesucht werden, was hier freilich oft so sehr der Fall ist, daß sie sogar mißlingen. Z. B. Seite 247 beschreibt der Verfasser seinen Zustand in einer langweiligen Gesellschaft, in welcher ihn Eine schöne Nichte tröstet mit den Worten: „ich machte mit Nichten den Tantalus“, wo die Anforderung an unsre Phantasie sich die ganze zweite Nichte zu machen etwas stark ist. Eben so ist der zweite Theil der ganz aus Wortwizen bestehenden „Vor-Vorlesung“ mißlungen, denn die Anlage auf einen Witz ist zu offenbar, es heißt:

„Die meisten Vorleser vergessen eine Hauptsache, nämlich eine Weckuhr mitzubringen, um am Ende der Vorlesung das Publikum aufzuwecken; dann könnten die Kritiker auch mit Recht erzählen: das Publikum verließ sehr aufgeweckt den Saal.“

Der erste Theil dieser Vor-Vorlesung ist dagegen gelungen und treffend satyrisch.

(Fortsetzung folgt.)

*) Ober wohl noch besser: Tolo = Savant.

Der im Fergarten der Liebe herumtaumelnde Cavalier: Oder Reise- und Liebesgeschichte eines vornehmen Deutschen von Abel Herrn von St * * * Ehedem zusammengetragen durch den Herrn E. v. S. Jetzt aber zum Nutzen und zur Warnung für Jung und Alt von Neuem herausgegeben, commentirt und glossirt durch den Stachlichten, weiland der hochblühlichen fruchtbringenden Gesellschaft Ehrenmitglied. Gedruckt im Kypfhauser 1830. Zwei Theile in 12. XII. 286 und 326 S. Preis 2 Rthlr. 8 Gr.

Ein in seiner Art merkwürdiges und folglich nicht leicht zu schreibendes Werk. Denn die verschiedenen Wege und Mittel, sich merkwürdig zu machen, sind zwar unstreitig von denjenigen Leuten, die das Geschäft haben, Regeln aufzustellen, schon mehrmals dargelegt worden, obgleich uns die betreffenden Stellen nicht sogleich beifallen wollen; dennoch muß es seine großen Schwierigkeiten haben, einen davon einzuschlagen, denn sonst, dünkt uns, würde alle Welt sich merkwürdig machen, es müßte denn sein, daß viele Leute durch ihr Gewissen behindert würden, dem Rißel des Ehrgeizes nachzugeben. Und in der That streicht man nicht nur das Trachten nach einem Namen durch die Benennungen „Eitelkeit, Ehrgeiz, Ruhmsucht und dergleichen mehr,“ schwarz an, sondern man hat sich auch gegen die ganze schwierigere Hälfte der Merkwürdigkeit derselben Farbe bedient, indem man ihr den Schimpfnamen „berüchtigt“ gibt. Meistentheils wird diese Benennung in einer gewissen Gerneigkeit oder gar Scheelsucht ihren Grund haben, wie z. B. wenn jemand Johannes Weit genannt von Döring, Casanova, Schinderhannes, Culenspiegel, Bidocque und andre Memoirenhelden berüchtigt statt berühmt nennen wollte, indem er etwa als Grund angäbe, diese Helden hätten eins der zehn Gebote oder gar alle nicht gehalten, wenn das wahr wäre, was von ihnen geschrieben steht. Wie unangemessen aber der Zorn der Eiferer sei, wissen sowohl jene berühmten Männer als die Aesthetiker, die den Grundsatz haben müssen, der Zweck der Dichtung sei kein moralischer, sondern ein plastischer; wessen Phantasie sich daher in irgend einem niederlichen Hause finde und gefalle, der stelle es dar.

Allein noch unangemessener, als die Eiferer, müssen uns diejenigen zu urtheilen scheinen, welche der Meinung sind, berühmt werde man dadurch, daß man der idealen Forderung in auffallendem Maße genüge, berüchtigt aber durch jede recht scheinbare Abweichung von der Gesetzmäßigkeit des Menschengesistes in Erkenntniß und Gemüth, z. B. durch groben Irrthum über Eigenthum, indem man fremdes Gut als das seinige behandelt; denn, um nur eins zu fragen, wer macht nicht den Ruhm von der Schwierigkeit abhängig? und wer will leugnen, daß es viel schwieriger ist, die Gesetze des Herzens und Geistes zu verachten, als anzuerkennen, z. B. wer die Ehre achtet, ist ihr unterworfen, und läßt sich in weichlicher Knechtschaft nur so gehn, wer sie mit Füßen tritt, steht über ihr und hat alle Fesseln des Gewissens mit starker Seele zerbrochen. Daher denn auch die allgemeine Bewunderung, die denje-

nigen zu Theil zu werden pflegt, die auf diesem erhabenen Standpunct stehen, und sich dort vor allem Volke nach ausziehen und sehn lassen.

Das wohlgefällige Gefühl, zu welchem Grade der Unabhängigkeit von allem Vernunftzwange der Mensch es doch bringen könne, ergreift einen jeden, der zu der Ehrensäule eines solchen kühnen Sansculotten hinzutritt. Es geht aber nicht leicht einer vorbei, ohne die res turpcula zu betrachten, und da der „Cavalier“ in dem angeedeuteten Fall ist, nämlich vor dem Leser meistens ohne Hosen zu erscheinen, so kann es nicht zweifelhaft sein, was er für Interesse erregen werde, besonders bei derjenigen Hälfte des Menschengeschlechts, der die Hosen so zuwider sind, daß sie es für eine Beleidigung halten, wenn sie in ihrer Gegenwart nur genannt, wie viel mehr, wenn sie immer getragen werden. Der „Cavalier“ ist zwar weder ein Gedicht noch eine Geschichte, aber ein scandalöses Historienbüchlein, dem alten guten Phallos gewidmet, und gleicht insofern den Eleusischen Mysterien, als derselbe auch in ihm vorgezeigt und zur Schau getragen wird. Der müßte ja von Stein sein, der die größte Naturmerkwürdigkeit nicht sehn wollte; und wirklich, während der alterthümliche Anstrich dem „Cavalier“ einen gewissen Charakter gibt, interessiren allerdings einige der unverschämten Geschichten, wenn gleich nicht leicht eine gefunden werden dürfte, wo das Münchhausensche Element fehlte. Darauf hat der weltkluge Herausgeber gerechnet, der nicht unbedeutlich zu vermerken gibt, daß er noch mehr dergleichen Seltenheiten in petto habe. Er sucht den Recensenten zu dem Ausdruck zu bewegen: „Es wäre zu wünschen, daß alle bessere älteren Romane der Deutschen wieder zeitgemäß aufgelegt würden.“

Allein es scheint uns weder angemessen, den „Cavalier“ mit einer unhöflichen ausführlichen Censur zu befallen, noch zweckdienlich, nach aufgewärmtem Kohl zu schreiben, wenn zu befürchten sein sollte, daß er einem so unangenehm aufstoßen werde, wie dies Confect-, Wein- und Krammetz-Wögel-Gericht, womit uns der „Cavalier“ den Magen verdirbt. Der Herausgeber mag daher bei künftigen Aufwärmungen nicht wieder so sehr auf das Reizende, als vielmehr auf das Vortreffliche sehn. Die Anmerkungen des Herausgebers sind meistens sehr spitzig, und verrathen viel Talent, die Zeitthorheiten zu geisteln.

Klopstock's sämtliche sprachwissenschaftliche und ästhetische Schriften, nebst den übrigen bis jetzt noch ungesammelten Abhandlungen, Gedichten, Briefen u. s. w. Herausgegeben von A. L. Bach und Dr. A. R. C. Spindler. 6 Bde. 8pz. 1830. bei Fr. Fleischer.

Es war gewiß ein sehr glücklicher Gedanke der Herrn Herausgeber vorstehenden Werkes, das in der letzten Göttingischen Ausgabe von Klopstock's sämtlichen Werken Fehlende nachzutragen, und so, um mit ihren eigenen Worten zu reden: „Alles, was dieser ehemalige Liebling des Publikums in jetzt fast verschwundenen Zeit- und andern Schrif-

ten als Frucht seiner heiligen Muse und seines unermüdeten Forschens niedergelegt hatte, möglichst bald von dem völligen Untergange zu retten.“ Die jüngere Welt namentlich wird und muß es ihnen Dank wissen. Denn wohl die Wenigsten unsrer Jünglinge und Jungfrauen möchten von dem, was ihnen hier geboten wird, früher etwas gehört oder gesehen haben. Selbst von denen, die schon weiter in Jahren vorgerückt sind, werden Viele auf ein und das andere Stück stoßen, wovon ihnen höchstens der Titel zu Ohren kam. Den Meisten ist Kl. nur als Sänger des Messias; wenn's hoch kommt, als Oden-dichter bekannt, als Dramatiker schon weniger. Aber so viel auch jedes Einzelne hiervon, so viel auch alles Dreyes zusammen sagen will, für die vollständige Kenntniß Kl.'s ist damit bei Weitem noch nicht Alles gewonnen. Kl. war nicht Dichter allein, er war zugleich Gelehrter, Aesthetiker, Kritiker und Sprachforscher. Die Belege dazu liefert uns dieses Buch in reichem Maße. Einige schätzbare poetische Nachträge finden sich übrigens allerdings auch hier. Doch davon nachher.

Wir wenden uns zunächst zu dem im 1sten Bde befindlichen, und auch in der 1sten Hälfte des 2ten noch fortgesetzten, grammatischen Gesprächen, die, wenn auch nicht ohne Eigenheiten (so z. B. sind alle Citate aus griechischen und römischen Classikern mit deutschen Lettern gedruckt), doch auch nicht ohne Anmuth sind. Vielmehr unterschreibt Rec. aus vollkommener Ueberzeugung das (Vorrede S. X) angeführte Urtheil A. W. Schlegel's. Hier erfahren wir zugleich, daß Kl. sie in seinem höhern Alter (er war schon 70 Jahr alt) herausgab.

In den, in der letzten Hälfte des 2ten Bds befindlichen Fragmenten über die deutsche Sprache dürften sich Viele an die Orthographie stoßen. In der That sieht es sonderbar aus, wenn man Dinge findet, wie: Dis kan dazu beitragen, den Eindruck des Ungewöhnlichen zu schwächen; Gerschidnes ferendert u. s. w. Obnehin herrscht, wie auch die Vorrede (S. XXVII) anführt, selbst in Hinsicht der gewöhnlichen Rechtschreibung, bei Kl. große Inconsequenz. Auch in der Interpunction hatte er manches Eigene.

Der 3te Band beginnt die Reihe der ästhetischen Schriften Kl.'s. Er enthält lauter metrische Abhandlungen, und ist insofern wohl weniger für das große Publikum geeignet. Ueberhaupt dürften die 3 ersten Bände mehr ein speciellcs Interesse erregen. Die 2 ersten mögen solche gelehrte Herren lesen, um die in der Vorrede (S. XI) ausgesprochene Hoffnung desto eher zu verwirklichen. Den 3ten rathen wir, etwa den Herrn Porten, die Hexameter zu schmieden haben, zur Lectüre an. Doch findet sich auch schon im 2ten Bande Einiges, was der und Jener vielleicht brauchen könnte. So z. B. der Artikel: von der Wortfolge, zu geschweigen den: vom edeln Ausdruck, und: die Verskunst. Beide letztere sehen indessen schon etwas Mehreres voraus.

(Beschluß folgt.)